

Barbara Demick

*Im Land des Flüsterns*

*Geschichten aus dem Alltag  
in Nordkorea*

Aus dem Amerikanischen von  
Gabriele Gockel und Maria Zybak

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel »Nothing to Envy. Ordinary Lives in North Korea« bei Spiegel & Grau, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2016  
Droemer Taschenbuch  
© 2010/2016 by Barbara Demick  
© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: Hiroji Kubota / Magnum / Agentur FOCUS  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30113-5

*Für Nicholas,  
Gladys und Eugene*

---

---

---

---

---

---

---

---

# Inhalt

Prolog .....	11
1 Spaziergänge im Dunkeln .....	13
2 Vergiftetes Blut .....	33
3 Die Linientreue .....	59
4 Die Lichter gehen aus .....	88
5 Eine viktorianische Romanze .....	111
6 Götterdämmerung .....	133
7 Infusion per Bierflasche .....	149
8 Das Akkordeon und die Schultafel .....	165
9 Die Guten sterben als Erste .....	188
10 Not macht erfängerisch .....	207
11 Wanderschwalben .....	224
12 Anarchie .....	243
13 Wie Frösche im Brunnen .....	258
14 Der Fluss .....	276
15 Offenbarungen .....	294
16 Die gekaufte Braut .....	307
17 Augen auf, Mund zu .....	324
18 Das gelobte Land .....	336
19 Fremde im eigenen Land .....	354
20 Wiedervereinigungen .....	368
Die dritte Generation .....	393
Dank .....	417
Anmerkungen .....	423
Zu den Fotografien .....	441
Bildnachweis .....	443

---

---

---

---

---

---

---

---

# NORD-KOREA

0 Meilen  
0 Kilometer 100

CHINA



NORD-KOREA



RUSSLAND

Tumen Yanji Onsong

Hauptfluchtroute von Chongjin nach Musan oder Hoeryong

Musan Berg Paektu TUMEN

Chongjin Kyongsong Kilju Kimchaek

Eisenbahntrasse von Chongjin nach Pjöngjang

Japanisches Meer

Demarkationslinie und Demilitarisierte Zone

SÜD-KOREA

Gelbes Meer

---

---

---

---

---

---

---

---

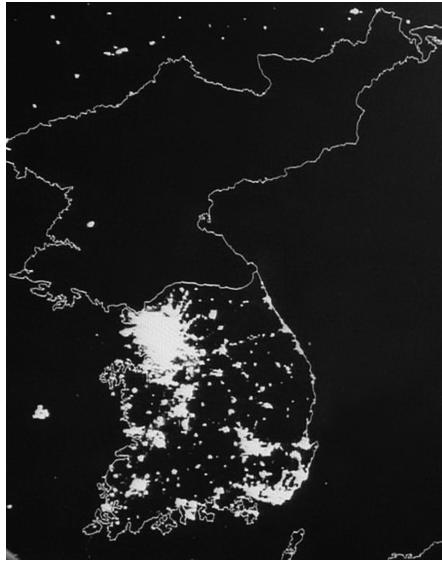
## Prolog

Im Jahr 2001 zog ich nach Seoul, um für die *Los Angeles Times* über die beiden Koreas zu berichten. Damals war es für einen amerikanischen Journalisten ausnehmend schwierig, nach Nordkorea zu reisen. Und selbst als es mir gelang, Zutritt zu dem Land zu bekommen, stellte ich fest, dass es fast unmöglich war, von dort zu berichten. Westlichen Journalisten werden »Aufpasser« an die Seite gestellt; die dafür sorgen, dass keine ungenehmigten Gespräche stattfinden und sich die Besucher an eine Route mit sorgfältig ausgewählten Bauwerken halten. Der Kontakt zum Mann auf der Straße ist verboten. Auf Fotos wie im Fernsehen wirken die Nordkoreaner wie Roboter, die bei Militärparaden im Gleichschritt marschieren oder in Massen Gymnastik zu Ehren der Führung betreiben. Beim Anblick solcher Fotos wollte ich herausfinden, was sich hinter diesen ausdruckslosen Gesichtern verbarg.

Als ich in Seoul mit Nordkoreanern sprach, die übergelaufen und nach Südkorea oder China geflüchtet waren, fügte sich allmählich ein Bild des realen Lebens in der Demokratischen Volksrepublik Korea zusammen. Ich schrieb eine Artikelserie für die *Los Angeles Times*, in der es vor allem um ehemalige Einwohner von Chongjin ging, einer Stadt im äußersten Norden des Landes. Ich war der Ansicht, Fakten leichter verifizieren zu können, wenn ich mit vielen Menschen über einen bestimmten Ort sprach. Und ich wollte, dass dieser Ort möglichst weit entfernt war von den aufgeputzten Stätten, die die nordkoreanische Regierung Besuchern aus dem Ausland vorführt – selbst wenn das bedeutete, über einen

verbotenen Ort zu schreiben. Chongjin ist die drittgrößte Stadt Nordkoreas und einer der Orte, die von der Hungersnot Mitte der 1990er Jahre am meisten betroffen waren. Die Stadt ist nahezu ausnahmslos für Ausländer gesperrt. Ich hatte das Glück, viele wunderbare Menschen aus Chongjin kennenzulernen, die sich gut ausdrücken konnten und zugleich bereit waren, mir großzügig ihre Zeit zur Verfügung zu stellen. *Die Kinogänger von Chongjin* entstand aus dieser ursprünglichen Artikelserie.

Dieses Buch beruht auf Gesprächen mit Nordkoreanern über einen Zeitraum von sieben Jahren. Dabei habe ich nur einige Namen verändert, um diejenigen, die noch in Nordkorea leben, nicht zu gefährden. Die Dialoge habe ich Berichten einer oder mehrerer Personen entnommen. Ich habe mein Möglichstes getan, um die Geschichten, die mir erzählt wurden, zu verifizieren und mit der öffentlichen Berichterstattung in Einklang zu bringen. Die Beschreibungen von Orten, die ich nicht selbst aufgesucht habe, stammen von Flüchtlingen oder beruhen auf Fotografien und Videos. Letztendlich aber liegt so vieles an diesem Land im Dunkeln, dass es Unsinn wäre zu behaupten, dass ich alles richtig dargestellt habe. Ich hoffe, dass Nordkorea eines Tages geöffnet wird und wir selbst feststellen können, was dort wirklich geschah.



# 1

## *Spaziergänge im Dunkeln*

**V**om All aus sieht man nachts beim Blick auf Ostasien einen großen dunklen Fleck ohne Lichter. Es ist die Demokratische Volksrepublik Nordkorea.

Rund um dieses geheimnisvolle schwarze Loch, in den benachbarten Ländern Südkorea, Japan und inzwischen auch China, funkelt geradezu der Wohlstand. Selbst aus einer Höhe von mehreren hundert Kilometern sind die Neonreklamen, die Scheinwerfer und Straßenbeleuchtungen als kleine weiße Punkte sichtbar und lassen erkennen, dass hier die Konsumenten des 21. Jahrhunderts ihren Geschäften nachgehen. Und dann, mittendrin, eine schwarze Fläche – fast so groß wie England. Verblüffend, dass ein Land mit 23 Millionen Einwohnern so menschenleer wirken kann wie

die Ozeane. Nordkorea – eine schwarze Fläche, ein Schattenland.

Das Licht ging Anfang der 1990er Jahre aus. Nach der Auflösung der Sowjetunion, die ihren alten kommunistischen Verbündeten mit billigem Öl unterstützt hatte, brach auch Nordkoreas ohnehin labile und ineffiziente Wirtschaft zusammen. Kraftwerke verfielen, hungernde Menschen kletterten auf Strommasten, um die Leitungskabel zu stehlen und den Kupferdraht gegen Nahrungsmittel einzutauschen. Wenn die Sonne hinter dem Horizont verschwindet, verblasst die Landschaft zu einem unterschiedslosen Grau, bis schließlich die Nacht die geduckten kleinen Häuser verschluckt. Ganze Dörfer verschwinden in der Abenddämmerung. Selbst in der Hauptstadt Pjöngjang, dem Schaufenster des Landes, kann man am Spätabend mitten auf der Hauptstraße entlangschlendern, ohne rechts und links die Gebäude zu sehen.

Außenstehende denken beim Blick auf das heutige Nordkorea an abgelegene Dörfer in Afrika oder Südostasien, die die Zivilisation in Form von Elektrizität noch nicht erreicht hat. Doch Nordkorea ist kein unentwickeltes Land – es ist schlicht aus der entwickelten Welt herausgefallen. Die Beweise dafür, wie weit hier der Fortschritt bereits einmal gediehen war, kann man entlang jeder beliebigen Straße sehen – die in der Luft baumelnden skelettartigen Kabel der kaputten Stromleitungen, die einst das ganze Land durchzogen.

Nordkoreaner jenseits der Lebensmitte erinnern sich noch gut an die Zeit, als sie mehr Strom – und auch mehr zu essen – hatten als ihre proamerikanischen Vettern in Südkorea, und das lässt es ihnen noch unwürdiger erscheinen, abends im Dunkeln sitzen zu müssen. In den 1990er Jahren bot die US-Regierung Nordkorea Hilfe zur Deckung seines Energiebedarfs an. Im Gegenzug sollte das Land sein Atomwaffenprogramm aufgeben. Doch aus diesem Handel

wurde nichts, weil die Bush-Regierung das Regime in Pjöngjang bezichtigte, seine Versprechungen nicht einzuhalten. Die Nordkoreaner beklagen sich bitterlich über die Dunkelheit. Schuld an dem Strommangel sind in ihren Augen die amerikanischen Sanktionen. Sie können abends nicht lesen, sie können nicht fernsehen. »Ohne Strom haben wir keine Kultur«, sagte ein stämmiger Sicherheitsbeamter einmal anklagend zu mir.

Doch die Dunkelheit hat auch ihre ganz eigenen Vorteile. Besonders wenn man ein Teenager und mit jemandem verabredet ist, mit dem man nicht gesehen werden darf.

Wenn die Erwachsenen schlafen gehen, im Winter manchmal schon um sieben Uhr abends, kann man ganz leicht aus dem Haus schlüpfen. Die Dunkelheit schenkt den Menschen ein Maß an Privatheit und Freiheit, das sonst in Nordkorea so schwer zu bekommen ist wie Strom. Eingehüllt in einen Zauber Mantel aus Unsichtbarkeit, kann man tun, wonach einem der Sinn steht, ohne die neugierigen Augen der Eltern, der Nachbarn oder der Geheimpolizei fürchten zu müssen.

Viele Nordkoreaner, denen ich begegnet bin, haben mir erzählt, wie sehr sie die Dunkelheit lieben gelernt haben, aber den tiefsten Eindruck hat bei mir die Geschichte eines halbwüchsigen Mädchens und ihres Freundes hinterlassen. Sie war zwölf, als sie den drei Jahre älteren Jungen aus einer benachbarten Stadt kennenlernte. Ihre Familie stand in dem streng hierarchischen sozialen System auf der gesellschaftlichen Stufenleiter ganz unten. Es hätte seinen beruflichen Aussichten und ihrem Ruf als tugendhafte junge Frau geschadet, hätte man sie zusammen in der Öffentlichkeit gesehen. Deshalb beschränkten sich ihre Rendezvous ausschließlich auf lange Spaziergänge im Dunklen. Etwas anderes hätten sie ohnehin nicht unternehmen können; Anfang der 1990er Jahre, als sich zwischen ihnen eine ernsthafte Be-

ziehung entspann, war wegen Strommangels kein Restaurant oder Kino mehr geöffnet.

Sie trafen sich immer erst nach dem Abendessen. Das Mädchen hatte seinem Freund eingeschärft, nicht an der Vordertür zu klopfen, um keine Fragen von den älteren Schwestern, dem jüngeren Bruder oder den neugierigen Nachbarn zu provozieren. Die Familie wohnte sehr beengt in einem langen, schmalen Haus mit der üblichen Außentoilette dahinter, die sich ein Dutzend Familien teilten. Zur Straße hin schirmte eine weißgetünchte, mannshohe Mauer die Häuser ab. Hinter dieser Mauer entdeckte der Junge eine Stelle, an der ihn im schwindenden Tageslicht niemand bemerken würde. Das Geklapper der Nachbarn beim Abwasch, ihr Getrappel, wenn sie die Toilette aufsuchten, machte seine Schritte unhörbar. Oft wartete er zwei, drei Stunden auf seine Angebetete, doch das machte ihm nichts. Das Leben in Nordkorea geht einen langsameren Gang, und kein Mensch besaß eine Uhr.

Sobald sie sich von der Familie losmachen konnte, stahl sich das Mädchen aus dem Haus. Zuerst sah sie ihn gar nicht, wenn sie in die Dunkelheit spähte, doch sie spürte seine Anwesenheit mit untrüglicher Sicherheit. Sie verzichtete darauf, sich zu schminken; dergleichen erübrigte sich in der Dunkelheit. Manchmal trug sie einfach ihre Schuluniform – einen schlichten, königsblauen Rock, der die Knie bedeckte, und eine weiße Bluse mit roter Schleife – alles aus einem knitterigen Synthetikstoff. Noch war sie zu jung, als dass sie sich Sorgen um ihr Aussehen gemacht hätte.

Zuerst gingen sie stumm nebeneinanderher, dann begannen sie flüsternd miteinander zu sprechen, und wenn sie das Dorf hinter sich gelassen hatten und alle Angespanntheit von ihnen abfiel, unterhielten sie sich in normaler Lautstärke. Solange sie nicht ganz sicher waren, dass niemand sie sah, hielten sie immer eine Armlänge Abstand.

Unmittelbar außerhalb des Orts führte die Straße in einen Wald mit dichtem Unterholz und auf das Gelände eines Heilbades mit heißen Quellen. Es hatte früher durchaus einen guten Ruf gehabt; wegen seines fast 55 Grad heißen Wassers waren ganze Busladungen chinesischer Touristen gekommen, die dort ihre Arthritis oder ihren Diabetes behandeln lassen wollten, aber inzwischen war es nur noch selten in Betrieb. Gleich am Eingang befand sich ein recht-eckiger, von einer Steinmauer eingefasster Teich, in dem sich das Mondlicht spiegelte. Die Wege, die das Gelände durch-schnitten, waren von Kiefern, japanischem Ahorn und den Lieblingsbäumen des Mädchens gesäumt – Ginkgos, die im Herbst ihre zarten, senfgelben, wie orientalische Fächer ge-formten Blätter abwarfen. Den Baumbestand auf den umlie-genden Bergen hatten die Menschen auf der Suche nach Feuerholz so dezimiert, dass sie nahezu kahl waren, aber die Bäume bei den heißen Quellen hatten die Einheimischen aus Respekt vor ihrer Schönheit verschont.

Ansonsten kümmerte sich offenbar niemand um das Gelän-de – die Bäume waren nicht beschnitten, die Steinbänke ris-sig, und auf den Wegen fehlten die Pflastersteine. Mitte der 1990er Jahre war fast alles in Nordkorea marode, beschä-digt, defekt. Das Land hatte schon bessere Zeiten gesehen. Doch bei Dunkelheit fielen diese Unvollkommenheiten nicht so sehr ins Auge. Auch der von den heißen Quellen gespeiste Teich, ein trüber, verkrauteter Tümpel, glänzte im Widerschein des Himmels.

Der Nachthimmel über Nordkorea ist bemerkenswert. Vielleicht ist er der klarste in ganz Nordostasien, der einzige Raum, der von Kohlenstaub, Wüstensand aus der Gobi und Kohlenmonoxid verschont bleibt, die den restlichen Kon-tinent zu ersticken drohen. Früher trugen auch nordkorea-nische Fabriken ihren Teil zu der Smogdecke bei, doch das ist Vergangenheit. Keine künstlichen Lichtquellen machen

heute den blinkenden, wie mit der Radiernadel in den Himmel gestochenen Sternen ihren Glanz streitig.

So ging das junge Paar in der Dunkelheit spazieren, und die Ginkgobäume streuten hinter ihnen ihre Blätter zu Boden. Worüber sprachen die beiden? Über ihre Familien, über ihre Klassenkameraden, über Bücher, die sie gelesen hatten; jedes Thema, egal welches, erschien ihnen ungeheuer faszinierend. Jahre später, als ich das Mädchen nach den schönsten Erinnerungen ihres Lebens fragte, erzählte sie mir von diesen Nächten.

Derlei Dinge erscheinen nicht auf Satellitenfotos. Ob im CIA-Hauptquartier in Langley/Virginia oder im Ostasien-institut irgendeiner Universität: In der Regel fertigen die Leute ihre Studien über Nordkorea aus der Ferne an. Sie kommen gar nicht auf den Gedanken, dass es inmitten dieses schwarzen Lochs, in diesem trostlosen dunklen Land, wo Millionen von Menschen verhungert sind, dass es dort, ja, auch Liebe gibt.

Als ich dieses Mädchen kennenlernte, war es eine Frau von 31 Jahren. Mi-ran (wie ich sie hier nennen werde) war sechs Jahre zuvor geflüchtet und lebte nun in Südkorea. Ich hatte sie um ein Interview für einen Artikel über nordkoreanische Flüchtlinge gebeten, an dem ich schrieb.

Im Jahr 2004 leitete ich das Büro der *Los Angeles Times* in Seoul und war für die ganze Koreanische Halbinsel zuständig. Südkorea war für mich kein Problem. Es war die zwölftgrößte Volkswirtschaft, eine blühende, wenn auch gelegentlich etwas rüde auftretende Demokratie mit einem der offensivsten Pressekorps in ganz Asien. Regierungsangestellte gaben Journalisten ihre Handynummern und erhoben keine Einwände, wenn sie gelegentlich auch spätabends angerufen wurden. Nordkorea war das genaue Gegenteil. Seine Kommunikation mit der Außenwelt beschränkte sich größtenteils auf die Tiraden der staatlichen Presseagentur KCNA,

von uns Korrespondenten wegen ihrer lächerlichen, bombastischen Ausfälle gegen die »imperialistischen Yankee-Schweine« mit dem Spitznamen »Die Große Giftspritze« bedacht. Die USA hatten im Koreakrieg von 1950 bis 1953, dem ersten großen Flächenbrand des Kalten Krieges, auf Seiten Südkoreas gekämpft, und es waren noch 40 000 amerikanische Soldaten dort stationiert. Die Haltung Nordkoreas war weiterhin feindselig, als wäre der Krieg noch gar nicht zu Ende.

Amerikanische Staatsbürger erhielten nur selten eine Einreisegenehmigung nach Nordkorea, und Journalisten noch seltener. Als ich und eine Kollegin 2005 endlich nach Pjöngjang reisen durften, erwartete uns zunächst die übliche Tour zu den Standbildern zu Ehren der ruhmreichen Führer Kim Jong Il und seines verstorbenen Vaters Kim Il Sung. Dabei wurden wir stets von zwei hageren Männern begleitet, die beide den Namen Park trugen und uns überwachten. (Nordkorea weist ausländischen Besuchern sicherheitshalber zwei »Aufpasser« zu, so dass einer den anderen im Auge behält und keiner bestochen werden kann.) Unsere beiden Aufpasser befleißigten sich der gleichen Sprache wie die amtliche Nachrichtenagentur. (Die Formel »Dank unseres Geliebten Führers Kim Jong Il« wurde mit befremdlicher Regelmäßigkeit in das Gespräch eingeflochten.) Sie nahmen nur selten Blickkontakt auf, wenn sie mit uns sprachen, und ich fragte mich, ob sie wohl selbst glaubten, was sie uns erzählten. Was dachten sie wirklich? Liebten sie ihren Führer tatsächlich so sehr, wie sie behaupteten? Hatten sie genug zu essen? Was machten sie, wenn sie von der Arbeit nach Hause kamen? Wie fühlte man sich, wenn man unter dem repressivsten Regime der Welt lebte?

Antworten auf meine Fragen würde ich in Nordkorea nicht bekommen, das war klar. Dazu musste ich mit Menschen sprechen, die fortgegangen waren – mit Flüchtlingen.

Im Jahr 2004 lebte Mi-ran in Suwon, einer heiteren und chaotischen Stadt gut 20 Kilometer südlich von Seoul. In Suwon sind Samsung Electronics und zahlreiche Industriekomplexe beheimatet, wo Dinge produziert werden, die die meisten Nordkoreaner noch nie gesehen haben – Computerbildschirme, CD-ROMs, Digitalfernseher, USB-Sticks. (Einer häufig zitierten Statistik zufolge ist das Wirtschaftsgefälle zwischen Süd- und Nordkorea mindestens viermal größer als zwischen West- und Ostdeutschland zur Zeit der Wiedervereinigung im Jahr 1990.)

Suwon ist eine lärmende Stadt, eine Kakophonie aus nicht harmonierenden Farben und Tönen. Wie fast überall in Südkorea ist das Stadtbild ein Amalgam aus hässlichen Betonklötzen mit grellen Reklametafeln auf den Dächern. Vom verstopften Zentrum, in dem sich Dunkin' Donuts, Pizza Huts und unzählige koreanische Imitationen dieser Ketten aneinanderreihen, ziehen sich strahlenförmig kilometerweit Hochhäuser stadtauswärts. In den Seitenstraßen bieten zahlreiche »Liebeshotels« mit Namen wie *Eros Motel* und *Love-Inn Park* stundenweise Zimmer an. Da sich Tausende von Hyundais – auch eine Frucht des Wirtschaftswunders – von den Wohnvierteln in Richtung Einkaufszentren schieben, bewegt sich der Verkehr bestenfalls im Schritttempo vorwärts. Deshalb war ich mit dem Zug gekommen – eine Fahrt von dreißig Minuten – und hatte dann ein Taxi, das sich kriechend fortbewegte, zu einem der wenigen ruhigen Orte in der Stadt genommen, einem Grillrestaurant gegenüber einer Festung aus dem 18. Jahrhundert. Zuerst erkannte ich Mi-ran gar nicht. Sie sah ganz anders aus als die Nordkoreaner, die ich bisher getroffen hatte. Zu dieser Zeit lebten etwa 6000 nordkoreanische Flüchtlinge in Südkorea, und meist verrieten bestimmte Auffälligkeiten ihre Schwierigkeit, sich in dem fremden Land zu assimilieren – zu kurze Röcke, Etiketten, die noch an neuen Kleidern hingen.

Mi-ran war jedoch von einer Südkoreanerin nicht zu unterscheiden. Sie trug ein schickes braunes Twinset und eine farblich passende Stoffhose. Vom Äußeren her wirkte sie auf mich betont zurückhaltend (ein Eindruck, der sich, wie vieles andere auch, als falsch herausstellen sollte). Die Haare, straff aus dem Gesicht gekämmt, wurden von einer strassbesetzten Spange zusammengehalten. Lediglich ein paar Aknepusteln am Kinn und eine gewisse Fülligkeit um die Taille, Folge einer seit drei Monaten bestehenden Schwangerschaft, beeinträchtigten ihr untadeliges Erscheinungsbild. Vor einem Jahr hatte sie einen Südkoreaner geheiratet, einen zivilen Mitarbeiter beim Militär, und nun erwarteten die beiden ihr erstes Kind.

Ich hatte Mi-ran zum Mittagessen eingeladen, weil ich mehr über das nordkoreanische Schulsystem erfahren wollte. In den Jahren vor ihrer Flucht hatte sie in einer Bergarbeiterstadt als Lehrerin in einer Vorschule gearbeitet. Nun studierte sie Pädagogik. Es war ein ernstes, stellenweise erschütterndes Gespräch. Unsere Teller wurden unberührt wieder abgeräumt, während sie erzählte, dass sie hatte mit ansehen müssen, wie ihre fünf- und sechsjährigen Schüler langsam verhungerten. Und dabei sollte sie ihre von Tag zu Tag schwächer werdenden Schüler lehren, wie glücklich sie sich schätzen könnten, Nordkoreaner zu sein. Kim Il Sung, der seit der Teilung der Halbinsel nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bis zu seinem Tod im Jahr 1994 herrschte, musste als Gott verehrt werden, sein Sohn und Nachfolger Kim Jong Il als der Sohn Gottes, eine christusähnliche Gestalt. Mi-ran war zu einer erbitterten Kritikerin des nordkoreanischen Systems der Gehirnwäsche geworden.

Nachdem wir uns eine oder zwei Stunden über derlei Dinge unterhalten hatten, wandten wir uns Themen zu, die man abschätzig als typisch weiblich bezeichnen könnte. Irgendetwas an Mi-rans ruhiger, offener Art erlaubte es mir, auch

persönlichere Fragen zu stellen, die ich in der Regel vermeidet. Was unternahmen junge Nordkoreaner, wenn sie einfach Spaß haben wollten? Hatte es in ihrem Leben in Nordkorea auch glückliche Momente gegeben? Hatte sie dort einen Freund gehabt?

»Komisch, dass Sie mich das fragen«, sagte sie. »Ich habe erst neulich von ihm geträumt.«

Sie beschrieb den Jungen als groß und schlaksig, mit struppigen, in die Stirn fallenden Haaren. Nach ihrer Flucht entdeckte sie zu ihrer großen Freude, dass es in Südkorea einen Teenagerschwarm namens Yu Jun-sang gab, der ihrem früheren Freund sehr ähnlich sah (deshalb verwende ich für ihn das Pseudonym Jun-sang). Jun-sang war außerdem klug, ein angehender Wissenschaftler, der an einer der besten Universitäten in Pjöngjang studieren wollte. Das war einer der Gründe, warum sie nicht öffentlich zusammen gesehen werden durften.

In Nordkorea gibt es keine »Liebeshotels«. Zwanglose Intimitäten zwischen den Geschlechtern werden nicht gebilligt. Dennoch versuchte ich, Mi-ran behutsam zu entlocken, wie weit ihre Beziehung gegangen war. Sie lachte.

»Es dauerte drei Jahre, bis wir Händchen hielten, und noch einmal sechs, bis wir uns den ersten Kuss gaben«, erwiderte sie. »An mehr hätte ich nicht im Traum gedacht. Als ich Nordkorea verließ, war ich 26 Jahre alt und Lehrerin, aber ich wusste nicht, wie Babys Zustände kommen.«

Mi-ran gestand, dass sie häufig an ihre erste Liebe dachte und dass sie sich immer noch mit Gewissensbissen quälte. Jun-sang war ihr bester Freund gewesen, der Mensch, dem sie ihre Träume und die Geheimnisse ihrer Familie anvertraut hatte. Dennoch hatte sie ihm das größte Geheimnis in ihrem Leben verschwiegen. Sie hatte ihm nie erzählt, wie sehr Nordkorea sie anwiderte, dass sie die Propaganda, die sie an ihre Schüler weitergab, nicht glaubte. Vor allem aber

erwähnte sie ihm gegenüber niemals, dass ihre Familie vor hatte, aus Nordkorea zu flüchten. Nicht, dass sie ihm nicht vertraut hätte, aber in Nordkorea konnte man gar nicht vorsichtig genug sein. Wenn er es jemandem erzählte, der es jemandem erzählte ... nun, man konnte nie wissen – überall gab es Spione. Nachbarn denunzierten Nachbarn, Freunde denunzierten Freunde. Selbst Liebende denunzierten einander. Hätte irgendjemand bei der Geheimpolizei von ihren Plänen erfahren, wäre ihre ganze Familie in ein Arbeitslager in den Bergen verfrachtet worden.

»Das konnte ich nicht riskieren«, sagte sie zu mir. »Ich konnte mich nicht einmal verabschieden.«

Nach unserem ersten Treffen sprachen wir oft über Jun-sang. Mi-ran war glücklich verheiratet und, als ich sie das nächste Mal sah, Mutter geworden, aber sie verhaspelte sich noch immer vor Aufregung und errötete, sobald der Name Jun-sang fiel. Ich hatte das Gefühl, dass sie sich freute, wenn ich das Gespräch auf ihn brachte, denn sie konnte mit niemandem sonst darüber reden.

»Wie ist es ihm ergangen?«, fragte ich.

Sie zuckte die Achseln. Es gibt, fünfzig Jahre nach Kriegsende, noch immer keine richtigen Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Nord- und Südkorea. Schlimmer als seinerzeit zwischen Ost- und Westdeutschland oder sonstwo in der Welt. Es gibt keine Telefonverbindung zwischen Nord- und Südkorea, keinen Postverkehr, keine E-Mails. Mi-ran hatte selbst viele unbeantwortete Fragen. Ob er inzwischen verheiratet war? Ob er noch an sie dachte? Ob er sie hasste, weil sie ohne ein Wort des Abschieds fortgegangen war? Ob Jun-sang sie, Mi-ran, als Verräterin an ihrem Vaterland betrachtete, weil sie nach Südkorea gegangen war?

»Irgendwie glaube ich, dass er es verstehen würde, aber ich werde es wohl nie erfahren«, erwiederte sie.

Mi-ran und Jun-sang lernten sich kennen, als sie Teenager waren. Beide lebten am Rand von Chongjin, einer Industriestadt im Nordosten der Koreanischen Halbinsel, nicht weit von der russischen Grenze. Die Darstellungen der nordkoreanischen Landschaft durch die Schwarzweiß-Schattierungen der asiatischen Malerei sind absolut treffend. Manche Landstriche sind hinreißend schön – aus amerikanischer Sicht könnte man sie mit dem pazifischen Nordwesten vergleichen –, aber irgendwie fehlt es ihnen an Farbe. Die Farbpalette beschränkt sich auf Töne zwischen dem Dunkelgrün von Tannen, Wacholder und Fichten bis zum milchigen Grau der Granitgipfel. Der üppig grüne Flickenteppich der für das ländliche Asien so typischen Reisfelder ist nur für ein paar Monate zu sehen, während der Regenzeit im Sommer. Im Herbst leuchtet kurz das Laubwerk auf. Das übrige Jahr ist alles gelb und braun, ausgeblutet und verblassst.

Das bunte Durcheinander Südkoreas fehlt hier völlig. Es gibt so gut wie keine Reklameschilder und nur wenige Kraftfahrzeuge. Der Besitz eines Privatautos ist im Großen und Ganzen nicht erlaubt, ganz abgesehen davon, dass sich ohnehin niemand eines leisten könnte. Selbst Traktoren sieht man selten, nur magere Ochsen vor den Pflügen. Die Häuser sind schlichte, monochrome Zweckbauten. Kaum eines stammt aus der Zeit vor dem Koreakrieg. Die meisten wurden in den 1960er und 1970er Jahren aus Zementblöcken und Kalkstein errichtet und den Menschen je nach Beruf und Rang zugewiesen. In den Städten gibt es sogenannte »Taubenkäfige«, Einzimmer-Wohneinheiten in niedrigen Wohnblöcken. Auf dem Land leben die meisten Menschen in ebenerdigen Häusern, sogenannten »Harmonikas«, Einzimmerhäuschen, die wie die Fächer einer Ziehharmonika aneinanderkleben. Hin und wieder leuchten Tür- und Fensterrahmen in einem strahlenden Türkis, meistens aber ist alles weiß oder grau gestrichen.

In der düsteren Zukunftsvision seines Romans *1984* beschrieb George Orwell eine Welt, in der Farbe nur noch auf Propagandaplakaten zu finden ist. Genauso ist es in Nordkorea. Bilder mit Kim Il Sung leuchten in den kräftigen Posterfarben, wie sie der Malstil des sozialistischen Realismus bevorzugt. Der Große Führer sitzt auf einer Bank und lächelt gütig auf farbenfroh gekleidete Kinder herab, die sich um ihn drängen. Von seinem Gesicht gehen gelbe und orangefarbene Strahlen aus: Er ist die Sonne.

Rot ist den allgegenwärtigen Propagandaschriftzügen vorbehalten. Das einzigartige koreanische Alphabet besteht aus Kreisen und Strichen. Aus der grautonigen Landschaft springen einen die roten Buchstaben geradezu an. Sie marschieren durch die Felder, thronen über den Granithängen der Berge, setzen an den Hauptstraßen Markierungen wie Kilometerschilder, tanzen auf den Dächern von Bahnhöfen und anderen öffentlichen Gebäuden.

Lang lebe Kim Il Sung.

김일성 만세!

Kim Jong Il, Sonne des 21. Jahrhunderts.

21세기의 태양 김정일 장군 만세!

Lasst uns auf unsere eigene Weise leben.

우리 식으로 살자.

Wir tun, was die Partei uns sagt.

당이 결심하면 우리는 한다!

Es fehlt uns an nichts in der Welt.

세상에 부럽 없어라.

Als Kind gab es für Mi-ran keinen Grund, der Propaganda zu misstrauen. Ihr Vater war ein einfacher Bergarbeiter, ihre Familie arm, aber das waren auch alle, die sie kannten. Da ausländische Presseerzeugnisse und Bücher, Filme und Rundfunksendungen verboten waren, nahm Mi-ran an, dass es den Menschen nirgendwo auf der Welt besserging – den meisten wahrscheinlich viel schlechter. Im nordkoreanischen Radio und Fernsehen hörte sie unzählige Male, was für ein elendes Leben die Südkoreaner unter der Knute der proamerikanischen Marionette Park Chung-hee und seines späteren Nachfolgers Chun Doo-hwan führten. Und man erfuhr, dass Chinas abgeschwächte Form des Kommunismus weniger erfolgreich war als diejenige, die Kim Il Sung ihnen gebracht hatte. Es hieß, dass Millionen Chinesen hungerten. Alles in allem war es ein großes Glück, so empfand es Mi-ran, dass sie in Nordkorea unter der liebevollen Fürsorge des väterlichen Führers geboren wurde.

Eigentlich war das Dorf, in dem Mi-ran aufwuchs, in den 1970er und 1980er Jahren gar kein schlechter Ort. Es war ein Dorf, wie es typisch ist für Nordkorea, mit etwa tausend Einwohnern – vom zentralen Planungsbüro bewusst ähnlich angelegt wie andere solche Dörfer –, aber es lag günstig. Das Japanische Meer war nur knapp zehn Kilometer entfernt, so dass die Bewohner hin und wieder frischen Fisch und Krabben essen konnten. Der Ort lag ein Stück jenseits der Schornsteine der viel größeren Stadt Chongjin mit ihren rund 500 000 Einwohnern, hatte einerseits also den Vorteil der Stadt Nähe, andererseits aber auch freie Landflächen, auf denen man Gemüse anbauen konnte. Das Terrain war relativ flach – ein Segen in einem Land, wo man kaum ein Stück ebenen Boden findet, um etwas anzupflanzen. Bei den nahe gelegenen heißen Quellen besaß Kim Il Sung eine von seinen vielen Ferienvillen.

Mi-ran war die jüngste von vier Töchtern. Das war 1973, als

sie zur Welt kam, in Nordkorea eine ebensolche Katastrophe wie im England des 19. Jahrhunderts, als Jane Austen in *Stolz und Vorurteil* über die Nöte einer Familie mit fünf Töchtern schrieb. Sowohl Nord- wie Südkorea sind noch fest in konfuzianischen Traditionen verwurzelt; ihnen zufolge bestimmt der männliche Nachkomme die Erbfolge und sorgt für die alten Eltern. Mit der Geburt eines Sohnes drei Jahre nach Mi-ran blieb den Eltern eine Tragödie letztlich doch erspart, aber ihre jüngste Tochter wurde dadurch ziemlich vernachlässigt.

Sie bewohnten eine einzige Einheit in einem Harmonika-Haus, wie es dem Status von Mi-rans Vater entsprach. Der Eingang führte direkt in eine kleine, traditionelle koreanische Küche, die gleichzeitig als Heizung diente. In ein Loch unter dem Fußboden wurde Holz oder Kohle gefüllt; das dort brennende Feuer wurde sowohl zum Kochen als auch durch eine Unterbodenanlage, dem *ondol*, zum Beheizen des Hauses genutzt. Der Hauptraum, in dem die gesamte Familie auf Matten schlief, die tagsüber zusammengerollt wurden, war von der Küche durch eine Schiebetür getrennt. Mit der Geburt des Sohnes wuchs die Familie auf acht Personen an – die fünf Kinder, ihre Eltern und eine Großmutter. Also bestachen sie den Vorsteher des Nachbarschaftskomitees in ihrem Viertel, damit er ihnen eine angrenzende Hauseinheit zusprach und sie einen Durchgang schlagen ließ.

Mit dem Zuwachs an Platz kam es zur Trennung der Geschlechter. Bei den Mahlzeiten kauerten die Frauen dicht gedrängt an einem niedrigen Holztisch neben der Küche und aßen Maisbrei, der billiger und weniger nahrhaft war als Reis, das beliebtere Grundnahrungsmittel der Koreaner. Vater und Sohn aßen ihren Reis an einem eigenen Tisch.

»Ich dachte, das ist eben so«, sagte mir Mi-rans jüngerer Bruder Sok-ju später.

Die älteren Schwestern nahmen es kommentarlos hin, falls es ihnen überhaupt auffiel, aber Mi-ran brach oft in Tränen aus und protestierte gegen die Ungerechtigkeit.

»Warum bekommt nur Sok-ju neue Schuhe?«, verlangte sie einmal zu wissen. »Warum kümmert sich Mama nur um Sok-ju und nicht um mich?«

Man gebot ihr, still zu sein, ohne ihre Fragen zu beantworten.

Es war nicht das erste Mal, dass sie gegen die den jungen Frauen auferlegten Einschränkungen rebellierte. Zu jener Zeit sollten Mädchen in Nordkorea beispielsweise nicht Rad fahren. Es war gesellschaftlich geächtet – die Menschen fanden, es sehe unschön und aufreizend aus –, und die Arbeiterpartei erließ regelmäßig eine offizielle Anordnung, in der es gesetzlich verboten wurde. Mi-ran ignorierte die Vorschrift. Seit sie elf Jahre alt war, flüchtete sie sich immer wieder mit dem einzigen Fahrrad der Familie, einem gebrauchten Exemplar aus Japan, auf die Straße nach Chongjin. Sie musste fort aus der Enge ihres kleinen Dorfes, musste einfach irgendwohin. Es war eine beschwerliche Fahrt für ein Kind, ungefähr drei Stunden bergauf, und der Weg bestand nur zum Teil aus asphaltierter Straße. Männer versuchten sie auf ihren Fahrrädern zu überholen und beschimpften sie wüst für ihre Unbotmäßigkeit.

»Du wirst dir deine Möse zerreißen!«, riefen sie ihr zu.

Manchmal versperrte ihr unvermittelt eine Horde halbwüchsiger Jungen den Weg und versuchte, sie vom Fahrrad zu stoßen. Dann schrie Mi-ran zurück und zahlte ihnen ihre Obszönitäten mit gleicher Münze heim. Bis sie schließlich lernte, die Kerle einfach zu ignorieren und weiterzufahren.

In ihrem Heimatdorf gab es nur einen Platz, wo Mi-ran aufatmen konnte – das Kino. Jeder Ort in Nordkorea, mochte er auch noch so klein sein, hatte ein Kino, weil Kim Jong Il

überzeugt war, dass der Film ein unentbehrliches Instrument sei, um sich die Loyalität der Massen zu sichern. 1971, mit dreißig Jahren, trat er seine erste Arbeitsstelle als Inspekteur des Büros für Propaganda und Agitation der Arbeiterpartei an, das die Filmstudios des Landes betrieb. 1973 veröffentlichte er ein Buch mit dem Titel *Über die Filmkunst*, in dem er seine Theorie darlegt. »Eine revolutionäre Literatur und Kunst rüstet die Menschen mit der großen revolutionären Ideologie aus und ruft sie zu revolutionärem Kampf und zur Aufbauarbeit auf«, heißt es dort.

Unter Kim Jong IIs Leitung wurde das Gelände des koreanischen Spielfilmstudios am Stadtrand von Pjöngjang auf fast eine Million Quadratmeter vergrößert. Es produzierte vierzig Filme im Jahr – wie am Fließband –, hauptsächlich Dramen mit dem immer gleichen Thema: Der Weg zum Glück besteht in Selbstaufopferung und Unterdrückung des Einzelnen zum Wohle des Kollektivs. Kapitalismus bedeutet blanke Erniedrigung. Als ich das Studiogelände 2005 besuchte, sah ich eine Kulisse aufgebaut, die eine typische Straße in Seoul darstellen sollte, gesäumt von heruntergekommenen Ladenfronten und schummrigen Nachtbars.

Dass die Filme reinste Propaganda waren, machte nichts. Mi-ran liebte das Kino. Sie war so verrückt danach, wie jemand nur sein konnte, der in einem kleinen nordkoreanischen Dorf aufwuchs. Sobald sie alt genug war, allein zum Kino zu laufen, bettelte sie ihre Mutter um Geld für Kinokarten an. Der Eintrittspreis wurde niedrig gehalten; eine Karte kostete nur einen halben Won – ein paar Cent –, ungefähr so viel wie eine Limonade. Mi-ran sah sich möglichst jeden Film an. Manche galten als zu gewagt für Kinder, wie der Film *Oh My Love* aus dem Jahr 1986, in dem eine Kusszene angedeutet wurde. Tatsächlich ließ die Protagonistin ihren Sonnenschirm im entscheidenden Moment schamhaft sinken, so dass die Kinogänger nicht sahen, dass ihre Lippen

sich berührten, aber es genügte, um den Film für nicht jugendfrei zu erklären. Hollywoodfilme standen in Nordkorea natürlich auf dem Index, ebenso wie praktisch alle anderen ausländischen Filme. Einzige Ausnahme waren hin und wieder russische Produktionen, und die mochte Mi-ran besonders gern, weil sie weniger propagandistisch waren als die nordkoreanischen – und romantischer.

Vielleicht musste es deshalb so kommen, dass ein verträumtes Mädchen, das ins Kino ging, um Liebesgeschichten auf der Leinwand zu erleben, dort die Liebe im wirklichen Leben fand.

Sie begegneten sich 1985, als es noch genug Strom für Filmprojektoren gab. Die Kulturhalle war das imposanteste Gebäude in der Stadt, in dem bombastischen Stil erbaut, wie er in den 1930er Jahren, zur Zeit der japanischen Besatzung, in Korea beliebt war. An der Fassade des zwei Stockwerke hohen Gebäudes, das Platz für ein Zwischengeschoss bot, prangte ein riesiges Porträt von Kim Il Sung. Die Maße dieses Porträts wurden von der Vorschrift diktiert, dass alle Bilder des Großen Führers der Dimension des Gebäudes entsprechen müssen. Die Kulturhalle diente als Kino, Theater und Vortragssaal. An staatlichen Feiertagen wie Kim Il Sungs Geburtstag wurden dort Auszeichnungen an Bürger verliehen, die dem Beispiel des Großen Führers in besonders vorbildlicher Weise folgten. In der übrigen Zeit diente die Halle als Kino; alle paar Wochen kam ein neuer Film aus Pjöngjang.

Jun-sang war genauso verrückt nach Kino wie Mi-ran. Sobald er hörte, dass ein neuer Film eingetroffen war, wollte er unter den ersten Zuschauern sein. Dieses Mal hieß der Film *Die Geburt einer neuen Regierung*. Er spielte in der Mandschurei, zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, als sich die koreanischen Kommunisten unter Führung des jungen Kim Il Sung organisierten, um gegen die japanischen Besatzer zu

kämpfen. Der Widerstandskampf gegen die Japaner war in nordkoreanischen Filmen ein ebenso häufiges Thema wie Cowboys und Indianer in der Frühzeit Hollywoods. Es würde sicher einen großen Andrang geben, denn die Hauptrolle war mit der beliebten Schauspielerin Oh Mi-ran besetzt.

Jun-sang machte sich zeitig auf den Weg. Er erstand zwei Eintrittskarten, eine für sich und eine für seinen Bruder. Und dann, als er vor dem Kino auf und ab ging, entdeckte er sie.

Mi-ran stand ziemlich weit hinten in der Menge, die zur Kasse drängte. Die meisten Kinogänger in Nordkorea sind rücksichtslose junge Lümmel. An diesem Tag führten sie sich besonders flegelhaft auf. Ältere Jungen hatten sich nach vorne gedrängt und einen Kordon gebildet, so dass die jüngeren nicht mehr an die Kasse kamen. Jun-sang trat ein Stück näher, um das Mädchen besser sehen zu können. Es stampfte frustriert mit dem Fuß auf und sah aus, als würde es gleich zu weinen anfangen.

Das nordkoreanische Schönheitsideal verlangt einen blassen Teint – je blasser, desto besser –, ein rundes Gesicht und einen bogenförmigen Mund, doch Mi-ran hatte nichts von alledem. Ihr Gesicht war länglich mit ausgeprägten Wangenknochen und einer geraden Nase. Auf Jun-sang wirkte das Mädchen exotisch und ein bisschen wild. Mit wütendem Blick bedachte es das Gedränge an der Kasse. Im Gegensatz zu anderen nordkoreanischen Mädchen machte es keine Gesten der Zurückhaltung, beispielsweise sich beim Lachen die Hand vor den Mund zu halten. Mi-ran strahlte eine ungeduldige Vitalität aus – als hätte sie sich vom Leben in Nordkorea noch nicht kleinkriegen lassen. Jun-sang war auf der Stelle von ihr bezaubert.

Mit seinen fünfzehn Jahren war Jun-sang undeutlich bewusst, dass er sich für Mädchen interessierte, aber nur ganz allgemein, nie für ein bestimmtes – bis zu diesem Moment.

Dank der vielen Filme, die er bereits gesehen hatte, konnte er sich ungefähr vorstellen, wie eine erste Begegnung mit diesem Mädchen wohl ablaufen könnte, wenn sie auf der Leinwand stattfand. Später sollte er sich an diesen Augenblick erinnern wie an einen traumähnlichen Farbfilm, mit einer mystisch umstrahlten Mi-ran.

Nicht zu fassen, dass es so ein Mädchen in meiner Stadt gibt, dachte er bei sich.

Er umkreiste die wartende Menge einige Male, um Mi-ran besser sehen zu können, und überlegte hin und her, was er tun sollte. Er war ein intellektueller Typ, kein Kämpfer. Er konnte sich ja nicht wieder zur Kasse vordrängen. Dann kam ihm eine Idee. Der Film würde gleich beginnen, und sein Bruder war noch nicht gekommen. Wenn er ihr dessen Eintrittskarte verkaufte, würde sie neben ihm sitzen müssen, denn es waren Platzkarten. Erneut trat er in ihre Nähe und formulierte im Geiste, mit welchen Worten er ihr die Kinokarte anbieten würde.

Am Ende aber fand er doch nicht den Mut, ein Mädchen anzusprechen, das er nicht kannte. Er schob sich mit den anderen ins Kino hinein. Während die Helden des Films leinwandfüllend über ein schneebedecktes Feld galoppierte, ging Jun-sang durch den Kopf, welche Chance er sich hatte entgehen lassen. Die Schauspielerin trug jungenhaft kurze Haare und verkörperte eine unerschrockene Widerstandskämpferin, die auf ihrem Pferd, revolutionäre Kampfparolen schmetternd, über die Steppen der Mandschurei ritt. Jun-sang musste immer nur an das Mädchen draußen vor dem Kino denken. Kaum lief der Nachspann an, stürzte er hinaus, um nach ihr zu suchen. Er fand sie nicht mehr.